



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse, Robert: Erinnerungen : Tagebuchblätter (1878) : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Tagebuchblätter (1878)

(Fortsetzung)

16. September. Erste Lesung des Sozialistengesetzes im Reichstage. Mit großer Spannung zugehört. Graf Stolberg eröffnete die Diskussion mit einer kurzen Verweisung auf die Motive und dem Hinweise darauf, daß halbe Maßregeln mehr schaden als nützen. Er sprach gut und machte auch einen guten Eindruck. Ich hätte in seiner Stellung eingehender über die kritische Situation gesprochen. Sein Auftreten und seine vorsichtige Reserve konnten vielleicht mehr als nützlich und richtig den Eindruck der Unsicherheit machen. Man erwartete wohl von ihm als Vizkanzler noch mehr. Aber andererseits wußte er, daß Fürst Bismarck morgen selbst reden wird. Damit war ihm Zurückhaltung auferlegt, und am Ende ist Vorsicht zum Anfange besser als ein forciertes Heraustreten. Nach Bismarcks sozialdemokratischer Rede hätte aber Graf Eulenburg, der sehr fein antwortete, noch mehr mit wuchtigen Keulenschlägen dreinschlagen können. Aber alles hängt doch an Bismarck. Er hat die Minister vollständig an der Leine. Die Rücksicht auf ihn beherrscht alles, und da er weiß, was er will, und tut, was ihm für das Land notwendig erscheint, so ist es gut, daß seine große Kraft den Ausschlag gibt.

17. September. Im Reichstage sprach Hänel mit einer breiten, sentimentalen Beredsamkeit gegen das Gesetz. Dann kam Fürst Bismarck, zerzauste erst Eugen Richter, noch vom Frühjahr her, und sprach dann höchst interessant gegen Bismarcks gestrige Enthüllungen über sein Verhältnis zu Lassalle. Er spielte förmlich mit den Dingen, die er — und zwar meisterhaft — behandelte. Es ist wahr, er überragt die ganze Gesellschaft des Reichstags, der doch immerhin erste Kapazitäten Deutschlands in sich vereinigt, um mehr als Haupteslänge. Auf ihn vereinigte sich auch alles Interesse im ganzen Hause. Ich hatte ihn zuletzt im Jahre 1868 in Wunstorf gesehen. Seitdem ist er freilich sehr viel älter und stärker geworden. Er sah aber sehr gut und frisch aus.

18. September. Anscheinend lenken die Nationalliberalen ein. Die Aussichten auf das Zustandekommen des Gesetzes wachsen. Graf Stolberg schien über die Reichstagsdebatte recht befriedigt zu sein. Er gab mir den Auftrag, die Frage wegen der Fortdauer der Beschlagnahme des Vermögens des Königs Georg gegenüber dem Herzog von Cumberland juristisch zu prüfen. Eine weitsichtige, mühsame und undankbare Arbeit. Desto sorgfältiger soll sie getan werden. Ich mache mir viel zu viel unnötige und törichte Gedanken über die politischen Fragen, für deren Lösung ich doch nicht verantwortlich bin. Die Reden, die nach meiner Auffassung Graf Stolberg in der Sozialistengesetzdebatte hätte halten können, habe ich bei mir fix und fertig. Welche Torheit! Das geht mich gar nichts an.

25. September. Graf Stolberg ist schon seit mehreren Tagen in Wernigerode. Infolgedessen habe ich so gut wie nichts zu tun. Zurzeit paßt mir das gut. Gestern Abend habe ich eine Vorstandssitzung der Berliner Beamtenvereinigung abgehalten. Ich habe sie als Zweigverein des Preussischen Beamtenvereins nicht ohne Mühe gegründet. Die Sache ist gut und kann für viele Beamte von

größtem Nutzen werden. Sie ist auch ein Stück praktischen sozialen Handelns, gesunder Selbsthilfe und Fürsorge für die Not der Zukunft und der Hinterbleibenden. Zwar besteht diese Vereinigung noch immer der weit überwiegenden Mehrzahl nach aus Bureaubeamten, und ich beklage es, daß meine Kollegen in den Ministerien so wenig Interesse für die Sache zeigen. Grundsätzlich stimmen sie zu, aber praktisch bleiben sie fern. Um so mehr fühle ich die Pflicht, der Sache zu dienen. Ich muß mich für die nächste Vereinsversammlung vorbereiten. Ich habe heute den sehr hübschen Vortrag von Lorenz v. Stein „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie“ gelesen. Die Gedanken dieses Vortrages lassen sich populär ausmünzen und auf unser Beamtentum zuschneiden. Das will ich für unsern Verein versuchen.\*) Auch an orientierende Vorträge über die Reichsjustizgesetze habe ich gedacht. Ich selbst könnte dabei am meisten lernen. Auch das Leben Steins, Arnolds und Justus Mörsers würden sich zu Vorträgen eignen. Leider fehlt mir eine Spezialität, in der ich bis in die Tiefen beherrschend zuhause wäre. Hätte ich immer so viel Zeit wie heute, so möchte ich im Winter einen statistischen Kursus hören. Ich empfinde es als einen Mangel, daß es mir so schwer wird, statistische Ergebnisse schnell, leicht und sicher zu lesen, zu verstehen, zu würdigen und zu verwerten. Dazu gehört eine gewisse statistische Technik, die doch zu lernen sein muß. Auch das Französische und Englische zu treiben muß ich wieder anfangen.

Geheimrat L. will mich in das Komitee für die Judenmission haben. Ich habe abgelehnt. Er sprach mit mir über unser sozialpolitisches Programm, das inzwischen den übrigen Ministerien zugegangen ist. Er meint, es sei alles vergeblich. An Fürst Bismarck scheitere alles. Kein Minister getraue sich etwas, wenn er nicht im voraus wisse, daß Bismarck zustimme. Das mag ja bis zu einem gewissen Grade richtig sein. Aber wenn unsere Vorschläge vernünftig und überzeugend sind, warum soll ihnen denn Fürst Bismarck nicht zustimmen? Bloß weil sie nicht von ihm ausgegangen sind? Dummes Zeug. So klein ist er nicht. Natürlich muß man, wenn man eine so einzige Kraft wie Bismarck an der Spitze hat, Wichtiges nicht ohne oder gar gegen ihn machen wollen.

8. Oktober. Vortrag bei Graf Stolberg. Er war sehr vergnügt, bot mir beim Vortrag eine Zigarre an, sagte aber nichts davon, daß er, wie es neulich hieß, gleich wieder auf Urlaub gehn wolle. Das wäre auch nicht gut. Sein Schwerpunkt muß jetzt hier liegen, nicht in Wernigerode. Dabei behalten die Interessen seines Hauses natürlich ihr volles Recht. Der Graf ist ungemein erfreut darüber, daß es ihm gelungen ist, das neue Statut für sein gräfliches Haus zustande zu bringen. Er hat mir heute ein Exemplar dieses Statuts gegeben. Es ist vorzüglich. Mich beschäftigt aber viel mehr unsere politische Zukunft. Ich wünschte, daß Graf Stolberg — natürlich im vollsten und loyalsten Einverständnis mit Fürst Bismarck — der Planlosigkeit unserer preußischen Gesetzgebungsexperimente ein Ende machte. Mein Gedanke ist, daß er zunächst vorschläge, einen förmlichen Plan aufzustellen, unsere unfertige Gesetzgebung etwa in fünf oder sechs Jahren zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß zu bringen. Jeder Minister müßte die organischen Gesetze seines Ressorts anmelden, das Staatsministerium darüber beraten, dann müßte man einen Plan aufstellen und diesen in einer Denkschrift beiden Häusern des Landtags vorlegen. Graf Stolberg müßte dies mit einer Rede tun, in der er dieses sein Programm kurz und schneidig entwickelte und alle staatserhaltenden Parteien zur hilfreichen, patriotischen Mitarbeit aufforderte. Er hätte damit für sich einen dauernden Schwerpunkt und — wie ich fest glaube — sowohl den Ministern wie dem Lande gegenüber eine gute Position gewonnen.

\*) Der von mir am 24. Februar 1879 gehalten Vortrag „Über die Bedeutung der Frau für das häusliche, wirtschaftliche und Berufsleben des Mannes, insbesondere des Beamten“ ist abgedruckt in der Monatschrift für deutsche Beamte, Jahrg. 1879, S. 117 ff.

Er würde vielleicht auch den in der gestrigen Reichstagsdebatte über das Sozialistengesetz vom Fürsten Bismarck geforderten engern Zusammenschluß der Nationalliberalen und der konservativen Parteien erreichen, jedenfalls aber eine positive und staatsmännische Aktion zeigen, nach der alle Welt dürstet, wie das dürre Land nach einem fruchtbaren Regen. Möchte ich nur eine glückliche Stunde finden, ihm den Gedanken zu entwickeln, bevor irgend ein anderer in irgend einer andern Form dem Grafen zuvorkommt. Und doch wollte ich mich auch über dieses Zuorkommen freuen, wenn nur die Idee selbst Leben gewönne.

Das Sozialistengesetz kommt zustande. Bismarcks gestrige Rede war wieder eine Tat. Wie weit, wie unglaublich weit überragt er alle andern! Er gibt sich, wie er ist. In der Natürlichkeit und Wahrheit seines Wesens und seines Auftretens liegt seine bezaubernde, überwältigende, unwiderstehliche Überlegenheit. Mögen seine Kollegen und auch die ihm näher stehenden Beamten über ihn klagen, schelten und klug schwagen, er ist ein unvergleichlich origineller, großer und mächtiger Mann, ein gewaltiger Reder unter Pygmäen. Er kommt mir immer vor wie ein rechter Künstler von Gottes Gnaden.

15. Oktober. Meine Gedanken wegen eines planmäßigen Abschlusses unsrer größern gesetzgeberischen Aufgaben habe ich dem Grafen Stolberg mitgeteilt. Er nahm den Gedanken gut auf. Unterstaatssekretär Homeyer ist krank, ich vertrete ihn.

19. Oktober. Das Sozialistengesetz ist heute mit einer Mehrheit von 72 Stimmen im Reichstage angenommen worden. Der Reichstag ist geschlossen. Morgen soll in der Wohnung des Fürsten Bismarck eine vertrauliche Besprechung des Staatsministeriums stattfinden über allerlei recht wichtige schwebende Fragen: über die Welfenfondsfrage, ferner über die dem Landtage zu gebenden konstitutionellen Garantien und über den Termin für Einberufung des Landtags. Es macht den Eindruck, als ob der Finanzminister Hobrecht keine rechte Freude mehr an seinem Amte habe. Vielleicht hat er sie nie gehabt, und er scheint auf einen plausibeln und populären Rücktritt hinzuwirken. Die Frage der dem Landtage für den Fall der neuen Steuererhöhungen zu gebenden sogenannten konstitutionellen Garantien ist von dem Finanzminister unter ausdrücklicher Berufung auf das Verlangen der nationalliberalen Partei angeregt worden. Er schlägt vor, entweder die Klassensteuer zu quotifizieren, und zwar eine ziemlich hoch zu bemessende Quote ein für allemal dauernd, den Überschuß aber alljährlich bewilligen zu lassen, oder die Einkommensteuer zu kontingentieren. Mir erscheint beides bedenklich. Viel lieber würde ich das längst ersehnte und hochnötige Komptabilitätsgesetz in Aussicht stellen, dann aber auch Ernst damit machen. Das gehört geradezu zu einer ehrlichen Politik dem Landtage gegenüber. Und es bedeutet nach meiner Überzeugung nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der Regierung und der Monarchie. Aber die ganze Ministerialbureaukratie ist ein leidenschaftlicher Gegner einer solchen gesetzlichen Regelung. Teils fürchten sie, die Regierung könne zu viel preisgeben — dafür ist doch ein monarchischer Ministerpräsident wie Fürst Bismarck gut —, teils sind sie zu kurzichtig und philiströs. Sie halten das Komptabilitätsgesetz für eine Konzession an den Liberalismus. Auch wenn es so wäre, müßte man es doch machen; denn es ist verfassungsmäßig verheißen. Aber in Wirklichkeit ist es ein echt konservatives Gesetz und für die Regierung so nötig wie das tägliche Brot. Das habe ich schon im Kultusministerium vertreten, wurde aber dafür über die Schulter angefahren. O die Philister!

20. Oktober. Vor dem heutigen Ministerrat wurde ich noch zu Graf Stolberg gerufen. Er hat wirklich Sorge über die konstitutionellen Garantien. Ich sagte ihm: Soll die jährliche Steuerbewilligung so konzidiert werden, daß sie ein wirkliches und wirksames Recht der Landesvertretung ist, so enthält sie eine unabsehbare Schwächung der Krone und der Regierung, zugleich im Grunde die unabwendbare parlamentarische Majoritätsregierung. Sollen der Landesvertretung aber bloß Brocken hingeworfen werden, die diese Bedeutung nicht haben, so werden

sich die Nationalliberalen damit nicht abspeisen lassen. Die Regierung darf Überschüsse auch schon jetzt ohne Zustimmung des Landtags nicht verwenden. Und das scheint mir die Basis zu sein, über die die Regierung nicht hinaus kann. Man muß an dem Boden der Verfassung festhalten. Um 2 Uhr gingen wir zusammen hinüber in das früher Radziwillsche Palais, die jetzige Dienstwohnung des Fürsten Bismarck. Dieser war nicht da. Er war zum Kronprinzen berufen worden, kam aber nach einer halben Stunde. Wir standen in dem großen untern Vorfaal nach dem Garten zu. Hier trat er ein, begrüßte jeden Minister einzeln und machte mir, der ich ihm noch nicht vorgestellt war, lächelnd und flüchtig eine leichte Verbeugung. Dann stellte Graf Stolberg mich vor. Der Fürst gab mir die Hand und sagte freundlich, er freue sich, mich zu sehen. Dann traten wir auf seinen Wink in das zur Rechten zwischen dem Vorfaal und dem Arbeitszimmer des Fürsten gelegene Zimmer, wo um einen großen grünen Tisch die nötige Zahl gepolsterter, mit rotbraunem Leder überzogener Sessel standen. Der Fürst saß an der Fensterseite allein, ich unten ihm gegenüber; zwischen uns an beiden Seiten des Tisches saßen die Minister nach ihrem Dienstalter. Geheimrat Tiedemann von der Reichskanzlei blieb während der Sitzung ebenfalls da, um dem Fürsten zur Hand zu sein. Er mußte einmal die Liste der Bundesratsmitglieder, ein andresmal den Wortlaut der Reichstagsbeschlüsse über das Sozialistengesetz holen. Zunächst ließ der Fürst seinen großen schwarzen Hund Tiras, eine schöne, kräftige, aber ziemlich bössartig aussehende dänische Dogge, aus dem Nebenzimmer in den Sitzungssaal. Der Fürst erzählte, er habe die vorige Nacht bis 8 Uhr Morgens nicht einen Augenblick geschlafen; erst des Morgens habe er ein wenig Schlaf gefunden und sei bis  $\frac{1}{2}$  1 liegen geblieben. Als er dann geklingelt habe, sei ihm ein eben angekommenes Telegramm des Kronprinzen gebracht worden, das ihn um 1 Uhr zum Vortrag befohlen habe. So habe er sich Hals über Kopf fertig machen müssen und sei um sein Frühstück gekommen. Er schellte, ließ sich etwas Butterbrot und Bier kommen und stand dann später während der Beratung dann und wann auf, um in seiner ungenierten, sichern Art zu essen und zu trinken. Seine Formen und seine Sprechweise sind nichts weniger als rauh, vielmehr sanft, verbindlich und dabei von bestrickender Ungezwungenheit und Natürlichkeit.

Zunächst brachte er die Ausführung des Sozialistengesetzes zur Sprache: Annahme im Bundesrate, dann sofort Vorlegung an den Kronprinzen, schleunigste Publikation. Er fragte, ob wir nun imstande seien, sofort damit zu operieren. Die Rekursinstanz müsse unverzüglich gebildet werden. Man müsse also über den vom Kaiser zu ernennenden Vorsitzenden und über die von Preußen im Bundesrate vorzuschlagenden preussischen Mitglieder der Beschwerdekommision schlüssig werden. Schon aus geschäftlichen Gründen sei zu erstreben, daß die in Berlin wohnenden Mitglieder der Kommission das Übergewicht hätten. Die politischen Mitglieder seien möglichst hoch im Range zu greifen. Sachsen, Bayern und Württemberg würden Minister ernennen. Also müsse auch der Vorsitzende ein Minister sein, seiner Ansicht nach der preussische Minister des Innern. Dieser habe vor dem Minister des Innern im Reiche Hofmann das voraus, daß dieser ein Feldherr ohne Armee sei, während Graf Eulenburg die Organe der Polizei zu seiner Information habe. Graf Eulenburg sträube sich zwar, jedoch könne er ja dadurch erleichtert werden, daß man seinen Unterstaatssekretär (Bitter) zum stellvertretenden Vorsitzenden mache, der dann die Hauptlast der laufenden Geschäfte erledigen könne. Natürlich müsse Bitter dann erst in den Bundesrat ernannt werden. Um das machen zu können, müsse ein andres stimmführendes preussisches Mitglied aus dem Bundesrat ausscheiden. Seiner Ansicht nach am besten der Oberpräsident von Müller, der ohnehin im Bundesrate nur Figurant und ohne jede politische Bedeutung sei. Eventuell könne auch der Ministerialdirektor Meineke ausscheiden oder zum stellvertretenden Bevollmächtigten ernannt werden.

Graf Eulenburg erhob Bedenken dagegen, ihn zum Vorsitzenden der Be-

schwerdekommision zu machen, erklärte sich aber schließlich bereit und meinte, der Oberpräsident von Möller müsse im Bundesrate bleiben. Im Elsaß würde man sein Ausscheiden aus dem Bundesrate nicht verstehen und auf andre Gründe schieben.

Als richterliche Mitglieder, fuhr Fürst Bismarck fort, seien ihm die Mitglieder des Obertribunals von Grävenitz, Clauswitz, Hahn und Delius als politisch vollkommen zuverlässig bezeichnet worden. Wenigstens drei preussische richterliche Mitglieder werde man verlangen müssen. Der Justizminister schlug noch den Obertribunalsrat von Holleben vor und benutzte den Anlaß, um — wie mir schien, wenig taktvoll und geschickt — die preussischen Richter überhaupt als politisch sehr zuverlässig herauszustrichen. Fürst Bismarck meinte, wenn die preussischen Juristen alle so wären, wie der Staatsanwalt Tessenborn, dann wären sie in der Rekursinstanz zu brauchen, aber die preussischen Staatsanwälte fühlten sich meist nicht als Regierungsbeamte, sondern als souveräne Richter. Den badischen Oberstaatsanwalt Klefer bezeichnete er als abschreckendes Beispiel. An badische Richter könne man also für die Kommission gar nicht denken.

Dann kamen noch zur Sprache: der Eröffnungstermin für den preussischen Landtag und die dort einzubringenden Vorlagen, das Unterrichtsgesetz, das als „noch nicht reif“ zurückgestellt wurde, die Verwendung der Wilhelmsspende und die beiden Voten des heute wegen Krankheit abwesenden Finanzministers wegen des Welfenfonds und der konstitutionellen Garantien. Gegen beide Vota sprach sich Fürst Bismarck im voraus mit großer Entschiedenheit aus. Um 5 Uhr war die Sitzung zu Ende.

Ich habe hier zum erstenmal einen unmittelbaren Eindruck von der Persönlichkeit des Fürsten Bismarck und von der Art, wie er in die Geschäfte eingreift, empfangen, ich kann nur sagen, den Eindruck unbeschreiblicher Überlegenheit und Größe. Alles, was der Fürst sagte, bewies die vollkommene Beherrschung aller nur denkbaren Standpunkte und dabei eine innerliche Freiheit und eine Klarheit des Urteilens und des Wollens, wie ich sie nie habe von einem Menschen zum Ausdruck bringen hören. Dabei zeigte er nicht einen Anflug von Gereiztheit bei erfolgreichem Widerspruch oder auch nur von Eigensinn. Milde, mit vornehmer Eleganz plädierte er für seine Anschauung, gab auch hie und da nach, erreichte aber im wesentlichen alles, was er wollte. Der Abstand zwischen der klaren, bewußten Sicherheit und der auch formell musterhaften Knappheit seiner Ausführungen und der Haltung des größten Teils der Minister war so groß und für mich so überraschend, daß ich kaum das rechte Wort dafür finde. Er überall der seiner Sache, seines Ziels, seines Stoffs völlig mächtige Meister, ohne jede Pose, alles an ihm der Ausdruck ungesuchter, natürlicher Wahrheit. Die Mehrzahl der andern Herren neben ihm tappend, stümpernd, nachhinkend. Einige trafen nie das punctum saliens und störten mit gutmütig polternden Zwischenbemerkungen die Diskussion, andre schlugen mit ängstlichen Windungen gerade neben den Punkt, auf den es ankam, und noch andre wiederholten mit dürftiger Umschreibung, was Fürst Bismarck schon zutreffend, erschöpfend und viel besser ausgeführt hatte. Eine sich sehr vorteilhaft heraushebende Ausnahme war der Minister des Innern, Graf Botho Eulenburg. Er allein sprach dem Fürsten ebenbürtig, knapp, elegant, in bester Form, sachlich mit voller Herrschaft über den Stoff. Er wußte, was er wollte, und darum hatte er auch Erfolg. Mein teurer Chef, Graf Otto Stolberg, den ich liebe und verehere, ging nicht genug aus sich heraus und trat gegen den Minister des Innern mehr zurück, als sachlich geboten war. Er machte fast den Eindruck der persönlichen Verstimmtheit. Auf den Justizminister Leonhard und seine etwas polternden Zwischenbemerkungen achtete niemand. Recht zurückhaltend war Falk; das Wenige aber, was er sagte, hatte Hand und Fuß. Bismarck, Eulenburg, und wenn er seine Schüchternheit überwindet, Graf Stolberg wickeln das ganze Kollegium auf. Jedenfalls war dies eine der interessantesten Stunden, die ich je erlebt habe. Ich kann durchaus nicht sagen, daß mir für die Bedeutung Bismarcks, die mir hier

so imposant entgegengetreten ist, jeder Maßstab fehlte. Alles, was er wollte, sagte und erreichte, bewegte sich innerhalb meines Gesichtskreises, aber eine ähnliche Überlegenheit eines Mannes über seine Umgebung hatte ich bisher noch nie wahrgenommen. Die Personen — das blitze auch hier durch — kommen für ihn nur in Betracht, soweit sie den von ihm für heilsam erachteten Zielen dienen. Hat er die Überzeugung, daß sie diesen Zielen nicht dienen wollen oder können, so wirft er sie rücksichtslos beiseite. Eine Äußerung über den Direktor im Reichskanzleramt Michaelis und dessen Manchesterturn ließ hierüber keinen Zweifel. Diese Rücksichtslosigkeit des Fürsten gegen ihn nicht tauglich erscheinende Personen hat schon viele Opfer gekostet und mag leicht wohl auch Unschuldige treffen und dann zur Ungerechtigkeit werden können. Sie ist es, die den Fürsten den ihm untergeordneten Beamten so gefährlich und gefürchtet macht. Aber seine Größe als Staatsmann wird dadurch nicht geschmälert. Eher umgekehrt. Ein Mann, der wie Bismarck auf die ganze zivilisierte Welt wirkt, muß sich ein gewisses Maß unbeugsamer Härte anzwängen. Er kann mit den ihm widerstrebenden Elementen nicht sanft fahren, wenn er nicht selbst unter den Schlitten kommen will. Bismarck ist ein in der Tat einzigartiger Mann. Er ist das Phänomen des Jahrhunderts. Dafür habe ich heute bei verhältnismäßig doch kleinem Anlaß aus eigener Anschauung ein unmittlbares Verständnis gewonnen. Die Größe der Lücke, die entstehen wird, wenn er einmal ausscheidet, ist gar nicht zu ermessen. Seine vielbeflagte Menschenverachtung ist zu verstehen, wenn seine Kollegen, die höchsten Beamten des Staats, ihm gegenüber sich nicht mehr und nicht besser geltend zu machen wissen, als dies bei der Mehrzahl heute der Fall war.

22. Oktober. Sitzung des Staatsministeriums unter Vorsitz des Justizministers Leonhard. Blemlich unruhig. Zu wenig Direktion des Vorsitzenden. Fast nur Ausführungsgesetze zu den Reichsjustizgesetzen. Graf Eulenburg durch gründliche Information sowie durch den Inhalt und die Form seiner Bemerkungen allen überlegen. Er hat vom Kronprinzen in Anerkennung seiner tapfern, geschickten und maßvollen Vertretung des Sozialistengesetzes den Stern zum Roten Adler zweiter Klasse erhalten. Das Beamtentum freut sich darüber. Darin ist auch mehr Sinn als in hundert Ordensverleihungen auf dem chauffeemäßigen Wege.

25. Oktober. Unterstaatssekretär Homeyer, der noch immer krank ist, schickt mir sein Billett zur heutigen Symphoniesotree im Opernhause. Das ist doch nett von ihm. Raffs Waldsymphonie mit der wilden Jagd, gut ausgeführt, erschien mir ziemlich töricht. Manche hübschen melodischen Stellen, aber Waldstimmung? Jedenfalls kann ich mir alles andre dabei denken. Dann kam der prachtvolle Geisterreigen aus Glucks Orpheus, klare, einfache, hinreißende Musik. Endlich die D-dur-Symphonie von Beethoven, über alle Maßen schön, der musikalische Ausdruck der rechten Mannes- und Lebensfreudigkeit. Das war ein schöner Abend.

2. November. Herrenessen beim Minister des Innern mit den Mitgliedern der Sozialistengesetzkommission. Obertribunatsrat Hahn erzählte mit vielem Behagen einige Kalauer. Gutsbesitzer Dorgeloh aus Ostpreußen, ein interessanter Sammler von Originalradierungen und dergleichen. Obertribunatsrat Delius, ein Schwiegerjohn des alten, würdigen Präsidenten Kaupisch in Stolberg, ernst und bescheiden, sehr vertrauenerweckend. Graf und Gräfin Eulenburg waren sehr gütig gegen mich. Das Ganze war harmlos und unpolitisch, der Speisezettel im Vergleich mit dem hier sonst üblichen übertriebenen Luxus einfach und sehr gut. In Eulenburgs Nähe fühlt man sich immer wohl.

Sonntag, 3. November. Heute, Sonntag Mittag, Sitzung des Staatsministeriums. Außer Bismarck waren alle Minister da, auch Hobrecht. Die beiden heikeln Boten Hobrechts über den Welfenfonds und die konstitutionellen Garantien — gegen beide habe ich für Graf Stolberg Gegenvoten gemacht — werden wieder von der Tagesordnung abgesetzt. Im übrigen Landtagsachen. Der Minister des Innern fängt an, im Staatsministerium eine Art dominierender Stellung zu be-

kommen. Deutlich schließt sich die mehr liberale Minorität zusammen: Friedenthal, Leonhard, Falk, Hobrecht. Der eigentliche Macher für sie, aber hinter den Kulissen, soll Friedenthal sein. Das behauptet der Geh. Rat Hahn (Preß-Hahn) aus dem Ministerium des Innern.

7. November. Heute sind wir siebzehn Jahre verheiratet. Wir sind sehr glücklich und dankbar. — Das Buch des Dr. Moritz Busch „Bismarck und seine Leute“ erregt ungeheures Aufsehen. Es gibt eine Menge charakteristischer Einzelzüge des großen Mannes, aber auch viele Indiskretionen, von denen ich nicht fasse, daß der Fürst die Publikation hat gutheißen können. Wie werden einzelne raue und verletzende Äußerungen des Fürsten über andre gegen ihn ausgebeutet werden!

8. November. Mein Vetter H. B., der mir Geschäftliches schickt, schreibt dabei, ein Herr Hirsch in Halberstadt, anscheinend ein angesehenener Geschäftsmann, habe ihm gesagt, Graf Stolberg sei über Bismarcks Benehmen gegen ihn verschmüpft und wolle in Wernigerode bleiben. Soweit wird es wohl noch nicht sein. Aber auch Geheimrat Hahn, der mich heute im Staatsministerium aufsuchte, versichert, vor drei Wochen sei eine starke Verstimmung zwischen Bismarck und Stolberg gewesen. Sie scheine sich eintgermaßen ausgeglichen zu haben. Es sei aber sehr aufgefallen, daß Graf Stolberg sich von dem Polterabend am Montag und von der Hochzeit vorgestern im Bismarckschen Hause (Gräfin Marie Bismarck mit Graf Runo Rantzau) ganz ferngehalten habe. Daß Graf Stolberg jetzt nicht hier sei, könne man nur auf politische oder persönliche Verstimmung zurückführen. Das sind Kombinationen. Die Leute von der Presse wittern gern solche Dinge. Es ist ja nicht unmöglich, daß etwas Wahres daran ist, aber für mindestens ebenso möglich halte ich es, daß Bismarck und Stolberg trotz alledem ganz gut miteinander stehn. Hahn teilte mir mit, daß er für den Kaiser ein Memoire hat aufsetzen müssen über den Verfasser des indiskreten Buchs „Graf Bismarck und seine Leute“, Dr. Moritz Busch. Dieser Busch wird vielfach verwechselt mit dem Wirklichen Legationsrat Busch im Auswärtigen Amte. Dieser war früher Konsul im Orient und ist homo integerimus. Moritz Busch hat über Amerika, Agypten, die Mormonen und andre Dinge geschrieben; er war im Jahre 1866 als Preßoffiziosus in Hannover, daher sein Buch: „Das Übergangsjahr in Hannover.“ In den Jahren 1870 und 71 war er bei Bismarck im Hauptquartier. Daß die Kronprinzessin nicht zu der Rantzauschen Hochzeit im Bismarckschen Hause erschienen ist, schreibt Hahn auf das Konto des Buschischen Buchs. Das mag ja sein, ist aber im Grunde auch nur leeres Gerede.

9. November. Geheimrat Hahn kommt wieder zu mir auf das Bureau, und zwar wegen der Eröffnungsrede für den Landtag, die er auch diesmal, wie seit Jahren, zu entwerfen hat. Die vom Kronprinzen schon genehmigten Ressortveränderungen (Übergang der Domänen und Forsten vom Finanzminister auf den Minister für Landwirtschaft, Abzweigung der Handels- und Gewerbeabteilung von dem bisherigen Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Bildung eines besondern Ministeriums für Handel und Gewerbe, während das Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Eisenbahnen, das Bau- und Bergwesen behält, ferner Übergang der technischen Lehranstalten mit Ausnahme der Navigationschulen auf das Kultus- und Unterrichtsministerium) sollen durch den Staatshaushaltsetat ausgeführt werden. Das Abgeordnetenhaus hat sich im letzten Frühjahr diesen Ressortveränderungen gegenüber zum Teil ablehnend ausgesprochen. Sie müssen also in der Thronrede erwähnt werden. Keiner der beteiligten Ressortminister aber hat sich bereit erklärt, den sich darauf beziehenden Passus für die Thronrede zu entwerfen. Nun meint der Minister des Innern, das sei Sache des Staatsministeriums. Ich habe mich gleich hingesezt, einen Entwurf gemacht und ihn an den Grafen Stolberg nach Wernigerode geschickt. Nachträglich fiel mir ein, daß mein Entwurf zu lang geraten sei. Die einzelnen Ressortänderungen brauchen gar nicht aufgeführt zu werden, eine allgemeine Erwähnung genügt, und auch für Thronreden gilt das Je kürzer, desto besser. Aber ich hatte nicht die nötige Zeit, kurz zu sein. Gleichwohl mag ich

dieses Postfogatatum nicht nachträglich an den Grafen schreiben. Er wird zwar den etwas breitspurigen Entwurf recht ungeschickt finden — das habe ich verdient —, aber er wird ihn schon von selbst ändern, denn er hat ein feines Gefühl für guten, knappen Ausdruck.

Abends war ich bei dem Unterstaatssekretär Homeyer, den ich nun schon seit vier Wochen verrete. Er ist Refonvaleszent. Er erzählt mir von dem Dispositionsfonds des Königs bei der Rendantur des vormaligen Staatschatzes, aus dem jetzt für die Witve des Ministerialdirektors F. eine dringend nötige jährliche Unterstützung flüssig gemacht werden soll. Dieser Fonds bildet eine ganz seltsame Irregularität. Er wird auf speziellen Wunsch des Königs von dem Ministerpräsidenten und Homeyer bei der Generalstaatskasse, aber mit einer ziemlich gewährten Heimlichkeit gesondert verwaltet. Er steht nicht im Etat, und da liegt der Fehler. Natürlich gibt die Existenz eines solchen, von der Landesvertretung nicht gekannt und also auch nicht kontrollierten Fonds zu konstitutionellen Bedenken Anlaß. Wieder ein Beweis für die Notwendigkeit des Komptabilitätsgesetzes, oder was dasselbe ist, für die vernünftige gesetzliche Regelung unsrer jetzigen verwickelten und undurchsichtigen Etatspraxis, an deren Stelle ein klares Etatsrecht treten müßte. Ich verstehe nicht, weshalb man solche Dinge nicht ganz ehrlich und offen aufklärt. Die Oberrechnungskammer hat sich, wie Homeyer sagt, einmal in die Verwaltung des Fonds eingemischt, ist aber zur Ruhe verwiesen und schweigt seitdem. Der Fonds beträgt ungefähr eine und dreiviertel Million Mark, ist wahrscheinlich aus alten Beständen des frühern Dispositionsfonds beim Staatschatz aufgesammelt, wird mit größter Gewissenhaftigkeit verwaltet, und die Zinsen werden sehr nützlich zu Unterstützungen verwandt. Er ist also eine Ergänzung des jetzigen etatsmäßigen Dispositionsfonds des Königs bei der Generalstaatskasse. Wenn es sich so verhält, so müßte man doch der Landesvertretung ganz gelassen reinen Wein einschenken können. Kein Mensch hat an der Sache ein Privatinteresse, nichts davon braucht das Licht zu scheuen. Wozu also die Heimlichkeit und Angflichkeit? Einziehen wird die Landesvertretung dem Könige gegenüber den Fonds sicher nicht. Je länger aber solche Dinge mit unnötigem Geheimnis umgeben werden, desto fataler werden sie mit der Zeit. Wird die Sache einmal durch irgend einen unberechenbaren Zufall in Abgeordnetenkreisen bekannt, dann kann sie nur zu leicht dazu gemißbraucht werden, den König und den Ministerpräsidenten in ein falsches Licht zu bringen. Wozu dergleichen?

11. November. Graf Stolberg hat den Entwurf zu dem Passus der Thronrede über die Ressortveränderungen zurückgeschickt. Er hat ihn stark gekürzt und die Ausführung der einzelnen Ressortverschiebungen gestrichen. Ich ging damit zum Minister des Innern. Der aber möchte mindestens den Übergang der Domänen und Forsten auf den landwirtschaftlichen Minister ausdrücklich erwähnt haben und meint, es müsse angedeutet werden, daß die Vorlage schon einmal abgelehnt sei. Beides hatte ich in meinem Entwurfe vorgeesehen. Die Welfenfondsfrage hält Graf Eulenburg durch das Bismarckische Votum für entschieden. Auch über die konstitutionellen Garantien ist er mit uns einverstanden. Dagegen hält er den Entwurf der Thronrede, soweit er sich auf die Finanzen bezieht, nicht für brauchbar. Darin habe der Finanzminister geradezu aussprechen wollen: „Die Finanzlage des Staats ist keine befriedigende.“ Das könne man doch unmöglich sagen, wenn es auch leider wahr sei. Übrigens seien noch ganz andre Dinge in der Luft. Was? sagte er nicht. Er sprach sich sehr entschieden und überzeugend dafür aus, daß ein Teil der Grund- und Gebäudesteuer den Gemeinden zur Deckung von Gemeinde- und besonders Schullasten überwiesen werde. Nur komme man mit dem im Falkschen Schulgesetzentwurf vorgeschlagenen „Maßstabe der umgekehrten Leistungsfähigkeit“ nicht aus. Man müsse dafür sorgen, daß die Erleichterung allen zugute komme. Dafür biete jener Maßstab keine Gewähr. Das sind doch staatsmännische, praktisch verwertbare, gesunde und parlamentarisch brauchbare Gedanken. Wann Fürst Bismarck

abreisen will, wußte auch Graf Eulenburg nicht; „wie es nie einer weiß,“ sagte er. Er wollte gehört haben, daß der Fürst noch eine vertrauliche Besprechung des Staatsministeriums abhalten wolle; ob ich deswegen nicht einmal bei Tiedemann anfragen wollte. Ich lehnte ab, da ich keinen Auftrag habe, und es dem Fürsten möglicherweise unangenehm sein könne. Dann schrieb ich an Graf Stolberg, ob nicht schon am Mittwoch, spätestens am Donnerstag eine Sitzung des Staatsministeriums sein müsse.

Eingegangen ist ein Votum des Fürsten Bismarck an die preußische Staatsregierung wegen schärferer Ausführung des Sozialistengesetzes, besonders über den sogenannten modifizierten Belagerungszustand für Berlin. Wird einige Unruhe machen.

(Fortsetzung folgt)



## Der Mönch von Weinfeldern

Novelle von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

2



oftor Henricus hatte das gastliche Burghaus längst wieder verlassen. Aber er war deshalb noch nicht aus dem Gedächtnis der Weinfeldern ausgelöscht. Im Gegenteil: er und sein schwarzer Begleiter nahmen in der Phantasie der Bauern immer abenteuerlichere Gestalten an, und die Mär von ihrem geheimnisvollen Treiben drang über den Bereich des Dorfes hinaus und wurde an den langen Winterabenden in den Spinnstuben von Schalkenmehren mit demselben behaglichen Gruseln weiter erzählt wie in denen von Daun und Büßborn. Herr Gyllis glaubte zu bemerken, daß die Scheu, mit der die Hofesleute ihm selbst, „dem Mönche,“ begegnet waren, seit Agrippas Aufenthalt unter seinem Dache noch zugenommen hatte, ja er sah sich des öftern in die Lage versetzt, offenbare Unbotmäßigkeit bestrafen zu müssen.

Eines Sonntagmorgens, als ein ihm vom Grafen von Neuenahr gesandter Prädikant den Gottesdienst halten sollte, fand man das einsam hoch über dem Dorfe liegende Kirchlein von unbekannter Hand verschlossen. Der Schlüssel war abgezogen und versteckt worden, und alle Bemühungen, ihn herbeizuschaffen, blieben erfolglos. Noldes im Winkel, der Dorfschneider, der neben seinem Berufe das Amt des Küsters versah, schwor hoch und teuer, der Schlüssel müsse in der letzten Nacht von dem Wandbrett in seiner Kammer, wo er ihn seit Jahr und Tag aufzubewahren pflege, gestohlen worden sein. So blieb Herrn Gyllis nichts andres übrig, als im Dorfe verkünden zu lassen, der fremde Geistliche werde eine Stunde vor Mittag im Burghause seine Predigt halten, wer sie anhören wolle, sei dazu eingeladen. Was er vorausgesehen hatte, geschah: keiner der Bauern stellte sich ein. Da rief er den alten Niklas herbei, hieß ihn sich auf einem Schemel zur Seite seines eignen Sessels niederlassen und bat den Prädikanten, in Gottes Namen mit seinem Sermon zu beginnen.

Der junge Geistliche stand neben dem Tisch, auf dem vor einem elfenbeinernen Bilde des Gekreuzigten auf silbernem Leuchter eine Kerze brannte. Er mochte bis zur Mitte seiner Predigt gekommen sein, da sauste ein Stein, ein paar Scheiben des Fensters zertrümmern, in das Gemach und traf den Leuchter, daß er umfiel und vom Tische rollte. Der Prädikant erbleichte und starzte mit verstörter Miene auf das Fenster. Herr Gyllis aber erhob sich, ergriff die noch brennende Kerze, stellte sie wieder an ihren Platz und sagte mit vollkommener Ruhe: Ihr sehet, Herr